

Jan Brandt

## Seebeeren

### **Eine Kurzgeschichte zu den Erntebildern von Wilhelm Neusser**

Er kam nicht weiter. Er stand in seinem Atelier vor der Leinwand und kam einfach nicht weiter. Alles kam ihm so wirkungslos vor. So klein. So fahl. So falsch. Es dauerte, bis ihm klar wurde, warum das so war, woran das lag. Tage und Wochen. Aber als es soweit war, konnte er an nichts anderes mehr denken als an die Fotos. Eine Bekannte hatte ihm die Fotos geschickt. Die Fotos von Beerenfeldern. Von einem roten See. Einem Blutsee. Mitten in Massachusetts. Er konnte es nicht fassen. Wieder und wieder betrachtete er auf seinem Laptop die Fotos von den Feldern, dem See – und das, was er im ersten Moment für Blut gehalten hatte, für eine gleichförmige zähflüssige Masse. Dahinter, am Horizont, ragten Bäume auf. Einzelne Bäume. Und Wälder. Und darüber der Himmel. Der weite Himmel Neuenglands. Eine vertraute Umgebung. Sattes Grün und sattes Blau. Vertraute Farben. Aber das Rot, dieses alles überstrahlende Rot, passte einfach nicht ins Bild. Es wirkte unecht. Vollkommen surreal. Und was den Eindruck noch verstärkte, war, dass in diesem Rot Menschen standen, Menschen in hüfthohen Gummihosen und Regenjacken. Dass sie eine Art Schieber oder Rechen bei sich trugen und Plastikringe, Plastikschräuche, mit denen sie die Beeren oder das Blut – oder was immer es war – einzuhegen versuchten.

Die Bekannte erklärte ihm, dass es sich bei den Fotos um Aufnahmen der Cranberry-Ernte handele, dass der Cranberry-Anbau typisch für diese Region sei, südlich von Boston, da, wo die Halbinsel Cape Cod beginnt. Und er konnte es nicht fassen, dass er das, obwohl er schon fast zehn Jahre in Amerika lebte, in unmittelbarer Nachbarschaft, noch nie zuvor gesehen hatte. Er hatte auf dem Kopf stehende und von unten begehbbare Häuser gemalt. Und Landschaften, die wie Science-Fiction anmuten. Mit weißen Sonnen und pinken Säulen. Und blauen oder grauen, in der Luft schwebenden Ballons. Mit überdimensional großen pflaumenfarbenen Kugeln, aus denen Sprösslinge kommen. Durch Streben verbundene bunte Bälle, die, als handele es sich um eine besonders verbotene Frucht, von innen heraus leuchten. Bäume, die mit rotem Schimmel oder Moos überzogen sind. Gesichtslose Figuren,

die, halb verblasst, aus dem Wald treten oder kniend in Sonnenblumenfeldern verschwinden. Kühltürme, aus denen grüner Rauch aufsteigt. Winterliche Stoppelfelder mit geisterhaften Erscheinungen. Verlassene Dörfer. Verlassene Städte. Moderne Märchen. Apokalyptische Szenarien. Aber das meiste davon waren Traumbilder gewesen, Ausgeburten seiner Fantasie. Das hier aber war real. Das hier gab es wirklich. Direkt vor den Straßen der Stadt. Jenseits der Highways.

Natürlich hatte er schon oft getrocknete Cranberries gegessen und Cranberry-Saft getrunken, aber er hatte sich nie gefragt, wie sie wachsen und wie sie geerntet werden. Und jetzt, angesichts der Bilder, drängte es ihn dorthin. Er wusste, er musste das, was seine Bekannte ihm gezeigt hatte, mit eigenen Augen sehen. Und zwar sofort. Denn es war Herbst. Und die Cranberries werden im Herbst geerntet, zwischen Mitte September und Mitte November. Die Bekannte erklärte ihm, dass Cranberries auf torfhaltigem Boden wachsen, in Hochmooren, in Senken, sogenannten „*bogs*“, die für die Ernte geflutet werden, damit die Beeren, weil sie im Innern über Luftkammern verfügen, nach oben treiben und sich dadurch wie von selbst von den Sträuchern lösen. Er musste eine Exkursion machen und an dem Spektakel teilnehmen, durch die Beeren waten, hineinfassen in das Beerenmeer, das Teufelsmoor, das Beerenblut ins sich aufnehmen, sich damit waschen, einreiben, schützen, heilen.

Also fuhr er mit dem Wagen in den Süden, nach Wareham, West Wareham, wo sich, als er ankam, wie jedes Jahr schon eine Hunderte Schaulustige eingefunden hatten, Dutzende Familien, Männer und Frauen und Kinder, die zusahen, wie die Erntehelfer ins Wasser gingen und das rote Gold abfischten. Hubschrauber kreisten über ihren Köpfen, und hinter ihnen, zwischen den Farmhäusern, waren Tische und Bänke aufgebaut, Cranberry-Stände, ein Wochenmarkt, eine Bühne, eine Country-Band. Er stand abseits, wie immer, immerzu stand er abseits, beobachtete die Leute, die Landschaft und holte seine eigene Kamera hervor, machte Fotos von den Senken, den *bogs*, rechts und links von ihm, flache Tümpel, künstliche Seen. Seebeeren, bei dem Gedanken lachte er kurz auf, er war empfänglich für Wortspiele, vor allem für seine eigenen, dann wandte er sich wieder der Szene vor ihm zu: wie die Zuschauer in Gruppen durch die Beeren geführt wurden, die Kinder auf den Schultern ihrer Eltern, wie jemand ins Nirgendwo wies und Erklärungen von sich gab, die, weil er zu weit

weg war, nicht verstehen konnte. Aber er musste auch nichts verstehen. Er sah ja alles. Es lag ja alles vor ihm ausgebreitet. Wolken zogen auf, Regen fiel vom Himmel, die Erntehelfer und die Besucher zogen ihre Kapuzen über ihre Köpfe. Und er trat noch weiter zurück. Unter eins der neben den Lagerhallen aufgestellten Pavillons. Ins Trockene hinein. Jetzt mit dem Abstand von ein paar Metern konnte er noch besser sehen, noch klarer. Der kolossale Himmel, die gewaltigen Wolken, die Weite Amerikas. Die Natur. Das Nichts. Die Sinnlosigkeit allen Tuns. Von weitem erschien ihm das Treiben wie Blätterharken im Herbst. Wie Feststecken im Treibsand. Ein Marsch durch endloses Sumpfgebiet. Wattwandern. Verlorene, die von der Flut überrascht, nicht mehr ans Ufer zurückkommen. Abgeschnitten von der Welt. Und von Panik erstarrt dastehen, in Erwartung ihres baldigen Untergangs.

Ein Gedicht von Yeats kam ihm in den Sinn, „*Second Coming*“, die Verse: „*Things fall apart; the centre cannot hold; / Mere anarchy is loosed upon the world, / The blood-dimmed tide is loosed, and everywhere / The ceremony of innocence is drowned; / The best lack all conviction, while the worst / Are full of passionate intensity.*“ Und dieses Gefühl beherrschte ihn jetzt, die dunkle, entfesselte Blutflut, die ertrunkene Unschuld, die Intensität der Empfindung. Und er dachte an andere Bilder, Vorbilder, Pieter Bruegels „Kornernte“, Vincent Van Goghs „Heuernte in der Provence“, Jean-Francois Millets „Kornschwinger“, „Säemänner“ und „Ährenleserinnen“, „Das Angelusläuten“, zwei Menschen, ein Mann und eine Frau, die sich im Abendlicht betend über einen Korb beugen. Das Licht wie bei Turner, „Sunrise with Sea Monsters“. Und der Himmel wie bei Ruisdael, „Haarlem mit Bleichfeldern“, gigantisch, majestätisch und erdrückend.

Kaum war er von der Exkursion zurück, begann er in seinem Studio in Somerville Rahmen aufzuziehen, Leinwände aufzuspannen und zu grundieren, Farben zu mischen und die Skizzen, die Bilder aus seiner Kamera herauszuholen, zu vergrößern, zu vergrößern, ihnen Leben einzuhauchen. Er konnte es nicht erwarten, endlich anzufangen. Und fing schon mal, auf Papier, dann auf Leinwand. Er malte er wie im Rausch. Das Wasser. Die Bäume. Den Himmel. Die Menschen. Mit ihren Gummihosen und Regenjacken, ihren Harken und Schiebern und Rechen und schlangenhaften Schläuchen. Er zeigte sie in ihrer Endlichkeit. Ihrer Bedingtheit. Ihrer Verletzlichkeit. Ihrer Ohnmacht den Naturgewalten gegenüber. Nur mit den Beeren kam er nicht zurecht. Sie wollten ihm einfach nicht gelingen. Er hatte das

Papier und Leinwände von den Wänden genommen und auf den Boden gelegt. Die Pinsel in die rote Farbe getunkt und die Farbe auf die Landschaft herabregnen lassen. Aber egal welche Bewegung er machte, egal wie und mit welcher Wucht er die Pinsel schwang, egal wie die Tropfen auf den Papieren oder Leinwänden aufkamen, in welchem Winkel, mit welcher Geschwindigkeit, sie sahen wie Spütter aus, wie hingekleckst, Jackson-Pollock-Style, aber eben nicht Wilhelm-Neusser-Style, nicht wie Beeren, nicht rund, nicht kraftvoll, in sich geschlossen, nicht so, wie Großfruchtige Moosbeeren, so heißen Cranberrys im Deutschen, seiner Meinung nach aussehen sollten, um den Menschen, die in ihnen stehen, eine Bedrohung zu sein, um sie zu verschlingen. Dann kam ihm die Idee mit der Schere. Er musste die Zerstörung auf die Spitze treiben. Musste die Pinsel zerschneiden. Büschel für Büschel. Bis nur noch Fransen übrig waren. Und tatsächlich: Diese Fransen bildeten Punkte auf den Leinwänden, rote Punkte in allen Größen und Varianten, in allen Schattierungen. Die Beeren auf den Bildern entsprechen den Beeren in der Wirklichkeit. Und doch sind sie mehr als ein Abbild. Sie sind ein Symbol für das Unheimliche, das Unsichtbare, den Firnis der Zivilisation, den Abgrund, auf dem wir wandeln, das Blut, in dem die Welt derzeit versinkt.

Das Nostalgische, das er angesichts der Erntebilder im Sinn gehabt hatte, mischte sich mit dem Dystopischen. Der Himmel über Holland ist zum Himmel über Höllenland geworden. Die Menschen schattenhaft, ausgezehrt, verblasst, schon halb versunken, versumpft, vertrumpft, halten sich mit letzter Kraft über Wasser. Versuchen, wie Schiffbrüchige ans rettende Ufer zu gelangen, den Beerenschlamm, in den sie geraten sind, zu durchschreiten. Wie hat es soweit kommen können? In einem Land wie diesem? Wann fing das an? Was ist passiert? Was hat uns bloß so runiert? Aber je weiter sie gehen, desto tiefer sinken sie ein. Nur er versank nicht. Mit jedem Bild, das er malte, gewann er an Boden zurück. Tropfen für Tropfen, Strich für Strich zog er sich aus seinem eigenen Beerenschlamm heraus.

„Bogs“ heißen die Senken, das Moor, der Sumpf im Englischen, das hatte seine Bekannte gesagt. „Bogged down“, sagen sie hier, wenn man nicht weiterkommt mit sich und dem Leben, wenn man feststeckt. Selten genug geben sie es zu, selten genug sprechen sie über ihre Krisen. Aber jeder hier hat sie. Jeder hier kennt diese Momente. Der Verzweiflung. Der Ausweglosigkeit. Die Angst vor der Zukunft. Der Angst vor der Angst. Er musste an eins seiner jüngsten Bilder denken, „Melancholia“. Nicht einmal ein Jahr war es her, da hatte er

selbst festgesteckt, und jetzt war er wie befreit. Und er taufte die Bilder um sich herum „Bog“, „Bog“, „Bog“, „Bogged Down“, „Bogged Down“, „Bogged Down“, aus purem Übermut, erleichtert, nicht mehr festzustecken, von der Blutflut entfesselt zu sein. Und er musste an diese Fernsehserie denken. Diese Baseballserie, die er zuletzt in den Achtzigern gesehen hatte. *Die Bären sind los*. Die Beeren sind los. Wieder lachte er über sein eigenes Wortspiel. Aber es stimmte ja. Die Beeren waren ja los. Die Beeren hatten sich gelöst. Losgelöst von ihren Sträuchern. Losgelöst von ihrer Bestimmung. Von sich selbst. Von ihm.